

mehr aufkommen. Und zum Trost derer, die lieber an unverfälschtes Germanentum glauben möchten, stehen die Worte Goethes: „Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht Grosses“ — und weiter: „das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles anzueignen weiss, ohne dass es der eigentlichen Grundstimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige“.

Rostock.

W. Golther.

**Åke Lagerholm, Drei Lygisögur:** Egils saga einhenda ok Ásmundarsaga Berserkjabana; Ála flekks saga; Flóres saga konungs ok sona hans. Halle, Niemeyer. 1927. (Altnordische Sagabibliothek 17). LXXXIV, 188 S. 8°.

Ein sehr verdienstliches Werk, das unsere Kenntnis der spätländischen Sögur erweitert und einen wichtigen Beitrag zur Literaturgeschichte bringt. Die Einleitung berichtet zunächst über die Lygisögur im allgemeinen. Sie sind eine Unterabteilung der Fornaldarsögur, Märchengeschichten, die für die Volkskunde in Betracht kommen. Die Egils saga ok Ásmundar steht der wirklichen fornaldarsaga noch nahe, indem sie an geschichtliche Personen anknüpft, an einen norwegischen Gaukönig Ásmund, der ein weitbekanntes Wikingschiff besass, von dem erzählt wurde, wie er mit seinem Blutbruder sich in den Hügel einschliessen liess und mit dem Toten kämpfte. Dazu kamen zahlreiche Märchenzüge und Anleihen an die aus dem Deutschen und Französischen übersetzten Sögur. Die Entstehungszeit wird dadurch bestimmt, etwa um 1325, der Verfasser war ein Isländer. Diese Saga nahm Rafn in seine Fornaldar sögur auf; sie erscheint jetzt in einer nach den Handschriften sorgfältig berichtigten Erneuerung. Die beiden anderen Sögur waren bisher noch nicht veröffentlicht. In der Ála flekks saga herrschen Märchenzüge keltischer Herkunft vor, ältere Ueberlieferung ist nicht glaubhaft. Die Flóres saga ist ein isländischer Ritterroman, der unter anderem aus der Thidrekssaga, der Trójumanna saga, der Karlamagnus saga schöpft. Beide Sögur fallen in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, mehr gegen das Ende, und sind von Isländern geschrieben. Der Herausgeber verzeichnet auch die aus den Sögur hervorgegangenen Rímur. Gerade die Märchengeschichten erfreuten sich auf Island besonderer Beliebtheit. Mit Recht wird gesagt: „hat man drei oder vier dieser Sagas studiert, so kennt man in gewissem Sinne die ganze Gattung“. Aber gerade die drei vorgelegten Beispiele lassen auch grosse Unterschiede erkennen: der Verfasser der Egils saga überragt als Darsteller und Erzähler die beiden anderen, die sehr äusserlich verfahren. Lagerholms Anmerkungen zu den Texten sind an Belegen reichhaltig, indem sie das Hauptgewicht auf Stil und Wortschatz, sowie auf literar- und sagengeschichtliche Hinweise legen. Die drei Märchengeschichten lenken den Blick des Germanisten und Volkskundlers auf ein Gebiet, das die isländische Literaturgeschichte bisher stiefmütterlich behandelte. Diese Spätlinge sind keineswegs so minderwertig, wie man sie bisher zu beurteilen pflegte; sie haben ihre kulturgeschichtliche Bedeutung und gehören zum Gesamtbild der isländischen Literatur des Mittelalters, die auch in ihren Niederungen noch manches Beachtenswerte bietet.

Rostock.

Wolfgang Golther.

**Per Wieselgren, Författarskapet till Eigla.** Lund, C. Blom. 1927. 8°. 274 S.

Durch die Untersuchungen von Björn Magnússon Olsen (1904) und Bley (1909) wurde Snorre als Verfasser der Egilssaga angesprochen. Der vorzügliche Stil der Saga, ihre vortreffliche Anlage, die Schilderung der einzelnen Gestalten, die Kenntnis Norwegens, die Verwandtschaft der Sturlungen mit Egil — alles schien dafür zu sprechen. Wieselgren tritt mit grosser Gründlichkeit den Gegenbeweis an. Die drei ersten Abschnitte behandeln das Verhältnis zwischen den Skaldenstrophen und der Saga, Wahrheit und Dichtung in der Saga, die für Snorre vorgebrachten Gründe. Der Gegensatz zwischen den Strophen und der Saga ist keineswegs so bedeutend, dass auf freie Erfindung des Lebensberichtes geschlossen werden darf. Die Auffassung, dass die Saga in der literarischen Zeit erfunden wurde, ist nicht richtig. Der Sagaschreiber ist für den Inhalt nicht verantwortlich, er folgt durchaus der Ueberlieferung. Die von B. M. Olsen für Snorre aufgestellten Beweisgründe werden als falsch, mangelhaft oder schwach im einzelnen widerlegt. Der Abschnitt über die Zeitrechnung von Are, Saemund und der Landnáma kommt zum Schluss, dass Gjessings Behauptung, Egilssaga und Heimskringla würden einer zwischen Are und Saemund vermittelnden und daher vom selben Verfasser herrührenden Berechnung folgen, hinfällig ist. Der Abschnitt über die Entstehung der Egilssaga beruht auf Sievers, die Saga ist grösstenteils im Sagvers verfasst, wobei sogar die norwegischen und isländischen Abschnitte zu unterscheiden sind; sie beruht also auf alter mündlicher Ueberlieferung und ist kein literarisches Erzeugnis aus Snorres Tagen. Das vierte Kapitel führt die Gründe an, die gegen Snorre sprechen. Snorre ist ein Freund, der Urheber der Egilssaga ein Feind der norwegischen Könige, wie namentlich bei der Schilderung Haralds hárfagre hervortritt: „Snorres Harald och Eiglas Harald ha föga mer än namnet gemensamt“. Der Hass der Egilssaga steht in vollem Widerspruch zur Heimskringla und schliesst denselben Verfasser für beide Werke aus. Endlich ist auch der Sprachgebrauch verschieden. Zum unmittelbaren Vergleich ist freilich nur die kurze Vorrede der Heimskringla verwendbar. Für die Königssagen ist Snorre mehr Ordner und Herausgeber als Verfasser. Trotzdem glaubt Wieselgren gerade in sprachlichen Kleinigkeiten Unterschiede zu erkennen: „Egils sagans språkbruk är icke Snorres språkbruk; de ha var och en sitt eget idiom“.

Nach Wieselgrens ausführlicher und eingehender Untersuchung wird Snorre als Verfasser der Egilssaga aus den altnordischen Literaturgeschichten wieder verschwinden müssen. Was Wieselgren für die mündliche Vorgeschichte der Egilssaga beibringt, verdient insofern besondere Beachtung, als damit die Frage nach der bereits vor der Aufzeichnung feststehenden Ueberlieferung, für Eigla im Sagvers, durch die Schalluntersuchungen von Sievers in neue Beleuchtung rückt.

Rostock.

W. Golther.

**S. van Mierlo, Veldekes onafhankelijkheit tegenover Eilhart von Obergs en den Straatburgschen Alexander gehandhaafd.** Koninklijke vlaamsche Academie voor taal en letterkunde, Verslagen en Mededelingen 1928. 55 S. 8. — **Der selbe, De speelman Hendrik van Veldeke.** Ebda. 21 S. 8.

Die Welt ist rund und muss sich drehn. In meiner Ausgabe der Eneide vom Jahr 1882 glaubte ich nach-

gewiesen zu haben, dass Eilhart zahlreiche Stellen aus Veldeke entlehnt habe, also jünger sei als dieser. Um dieser Folgerung zu entgehen, die seine eigene Chronologie zerstören musste, griff Lichtenstein zu zwei gleich unwahrscheinlichen Annahmen: dass der Monolog der Isalde dem ursprünglichen Werk Eilhards fremd gewesen sei, und dass da, wo eine bei Eilhard wiederkehrende Stelle Veldekes zum Roman d'Eneas stimmt, schon die französischen Vorlagen beider Werke, übereingestimmt hätten. Seitdem haben die Ansichten hin und her gewogt. Ganz neuerdings hat wieder van Dam die Priorität Eilharts behauptet. Nun kommt die ausgezeichnete Untersuchung von Van Mierlo, die in einwandfreier Beweisführung zu meiner ursprünglichen Anschauung zurückkehrt. Er betont stark, wie ich es schon getan habe, dass die übereinstimmenden Stellen bei Eilhart schlechter eingefügt sind als bei Veldeke; er widerlegt die Behauptung, dass Eilhart aus Veldeke nur das übernommen habe, was dieser selbständig zu seinen Quellen hinzugefügt, aber nicht, was Veldeke dorthin bezogen habe; man würde bei Eilharts Priorität an gewissen Stellen nicht begreifen, weshalb Veldeke sie nicht übernommen hat; es würde sich unter dieser Voraussetzung eine höchst seltsame Arbeitsweise Veldekes ergeben: bald ungemein frei gegenüber seiner Vorlage, bald sklavisch gegenüber dem deutschen Vorgänger. Ich denke, mit Mierlos Darlegungen ist die Sache endgültig erledigt.

Nicht gleich zwingend, wie er es auch selbst empfindet, ist Mierlos Versuch, den Strassburger Alexander als jünger als Veldeke zu erweisen. Bei dieser Auffassung würde sich das Zusammentreffen von V und S in Stellen, die auch zur Eneide stimmen, nicht erklären lassen und es ist doch verschwindend wenig, wo für die Übereinstimmungen von S und Veld. die Anregung im Rom. d'Eneas gesucht werden kann.

Ebenso stehe ich dem Versuch von Mierlos mit starken Zweifeln gegenüber, wenn er Veldeke für einen ungelehrten Spielmann erklärt. Wenn er dennoch in seinem Servatius eine lateinische Quelle benutzt habe, so hätten ihm dabei Andere geholfen. Aber ich habe in meiner Einleitung S. CLXXVI gezeigt, dass Veldeke auch sonst lateinische Werke gekannt hat.

Giessen.

O. Behaghel.

**Erik Rooth, Ein neuentdeckter niederländischer Minnesänger aus dem 13. Jahrhundert.** Lund, Gleerup. 1928. 59 S. 8° u. 1 Faks. Kronen 2,20.

In Anbetracht der spärlichen Ueberlieferung der älteren mittelniederländischen Lyrik ist dieser neue Fund literaturgeschichtlich besonders wertvoll. Das Perg.-Doppelblatt (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts), das Rooth in der Universitätsbibliothek zu Lund entdeckt hat, enthält 16 inhaltlich in sich abgeschlossene Minnestrophen. Nach einem kurzen Ueberblick über die niederländische Minnelyrik untersucht Rooth den Inhalt und die Sprache (limburgisch) der Strophen und gibt dann einen buchstabengetreuen Abdruck, indem er sich vorbehält, eine kritische Ausgabe des niederländischen Minnesangs vor 1300 (worunter auch die Lieder Veldekes) mit sprachlich-stilistischem Kommentar zu veranstalten (S. 10f. Anm. 15). Diese bisher unbekanntenen Minnestrophen fallen wohl in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts und sind im Inhalt verwandt mit den von de Vreese 1895 gefundenen Gedichten (S. 9f.), dagegen stehen die Lieder des Herzogs

Jan I. v. Brabant durch grössere Natürlichkeit weiter ab (S. 20). Es ist durchaus konventionelle, unpersönliche Minneklage, wobei höchstens einige Bilder bemerkenswert sind. Der Schwerpunkt liegt in der Verskünstelei, die doch nichts anderes ist als schulmeisterliche Pedanterie: in den 16 dreiteiligen Strophen von der Form a, b, a besteht das Mittelstück b grossenteils aus grammatischen Reimen. — Auch in dieser Arbeit hat Erik Rooth sein starkes philologisches Talent fruchtbringend erwiesen.

Heidelberg.

Gustav Ehrismann.

**Murner, Thomas, Die gottesheilige Messe von Gott allein erstiftet.** Hrsg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli (= Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jh., Nr. 257; Flugschriften aus der Reformationszeit 19). Halle, Niemeyer. 1928. VI, 49 S. 8°. M. 1.

In Braunes Neudruck sind Murners Gedichte musterhaft erneut, von den Prosaschriften war bisher nur die „An den Adel“ durch Ernst Voss 1899 zugänglich gemacht, mit der der junge Murner 1520 den Kampf gegen die Reformation eröffnet. So ist es an der Zeit, dass wir, vierhundert Jahre nach ihrem Erscheinen, auch die reife Leistung im Neudruck erhalten, mit der Murner in Luzern 1528 die katholische Lehre von der Messe zusammenfassend darstellt. Sie hat sich nur in fünf Abzügen der einzigen Ausgabe gerettet und ist bisher wesentlich nur von Theodor von Liebenau, Der Franziskaner Dr. Thomas Murner (Freiburg i. B. 1913) S. 238 — unzulänglich genug — gewürdigt. Kritische Schwierigkeiten hatte der Herausgeber nicht zu überwinden: nachdem die neun leichten Druckfehler gebessert waren, die er auf S. V zusammenstellt, lag der sauberste, bis in die Satzzeichen getreue Murnerdruck vor, das gelungenste Werk aus Murners Luzerner Presse, vom Verfasser selbst offenbar auch in Korrektur gelesen. Wir begrüßen es, dass der Neudruck aus derselben Hand kommt, der die verdienstvollen „Prosaschriften gegen die Reformation“ in der von Franz Schultz geleiteten Murnerausgabe entstammen. Hier liegt einmal eine einheitliche, höchstens in der Sicherheit des Verfahrens steigende Gesamtleistung vor, die einer endgültigen Würdigung des alten Streikers und Spötters den Boden bereitet.

Giessen.

Alfred Götze.

**Thomas Brunner, Jacob und seine zwölf Söhne.** Ein evangelisches Schulspiel aus Steyr (1566). Hrsg. von Robert Stumpfl (= Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jh., begründet von W. Braune, hrsg. von E. Beutler, Nr. 258—260). Halle, Niemeyer. 1928. XXXVI, 111 S. 8°. M. 3.

Magister Thomas Brunner (*Pegaeus*) aus Landshut, der 1571 als protestantischer Schulmeister von Steyr im Land ob der Enns jung gestorben ist, hat seit 1559 Jahr um Jahr zur Fastnacht von seinen Lateinschülern ein selbstverfasstes Stück aufführen lassen. Nur eines ist erhalten, der „Jacob“ von 1566. Brunners „Tobias“ von 1569 und seine „Heirat Isaacs“ vom gleichen Jahr sind für Bürgerhochzeiten geschrieben und in Privathäusern gespielt worden. Alle drei sind sie gedruckt, aber von höchster Seltenheit. Robert Stumpfl in Wien, der in der Zs. f. d. Phil. 53 (1928) 55—73 über „Süddeutsche Bühnenformen vor Einführung der italienischen Verwandlungsbühne“ gearbeitet und im Euphorion 28 (1928) 257—264 Lachmanns „Stymemliu“ besprochen hat, ist in Wien 1926